

waren. Das Kirchenmusikalische Institut verlor $\frac{3}{4}$ seiner Studierenden.

Mitten in den Krieg fiel im Jahr 1941 die Umwandlung des Landeskonservatoriums in eine staatliche Hochschule für Musik. Auch das Kirchenmusikalische Institut wurde in die neue Hochschule integriert; Abteilungen für Musikerziehung, Schauspiel, Tanz und Rhythmik wurden neu gegründet bzw. an die Hochschule angegliedert. Musikpädagogik wurde höher geschätzt als die Ausbildung von Solisten. Jazz wurde nicht als Studiengang etabliert; er passe nicht zu einer „gesunden Volkskultur“ und wurde mit der Vergewaltigung einer Frau verglichen (sic!).

Bombenangriffe machten einen geregelten Unterricht in den Räumen der Hochschule unmöglich. Zunächst in Räume der Universität oder in Wohnungen der Dozenten oder Studierenden verlegt erfolgte nach der endgültigen Zerstörung des Hochschulgebäudes die Auslagerung ins sächsische Crimmitschau. Dort hatten die Studierenden in den Junkerwerken Arbeitsdienst zu leisten, erhielten aber nach Feierabend Unterricht bei den Dozenten. Ein eigenes Kapitel widmet VfFin dem (kommissarischen) Direktor J. N. David, der als Komponist und Chor-/Orchesterleiter in Leipzig hochgeschätzt wurde und in die „Gottbednadeten-Liste“ aufgenommen worden war. Ausführlich diskutiert VfFin Davids vorsichtige Distanz zum NS-Staat (kein Parteimitglied) bzw. Nähe (u.a. Propagierung des NS-Erziehungsziels „der soldatisch-musische Mensch, Motette „Heldenehrung“ nach Worten Hitlers) und in einem Exkurs die kontroverse David-Rezeption nach dem 2. Weltkrieg.

In ihrer Zusammenfassung (Fazit, 353ff) resümiert VfFin, dass die Musikhochschule Leipzig keineswegs eine Oase der politischen Zurückgezogenheit gewesen sei. Systemunterstützendes und systemkonformes Verhalten von Angehörigen der Hochschule könne nicht verharmlost und persönliche Verantwortung dürfe nicht geleugnet werden. Mitläufertum zwischen Weiterführung künstlerischer Arbeit und gelegentlich bekundeter Akzeptanz des NS-Regimes wertet sie als hochproblematisch und politisch folgenreich.

Eine Schwarz-Weiß-Darstellung werde allerdings dem Geschehen 1933 bis 1945 nicht gerecht; Grautöne sollten in der Beurteilung überwiegen. Nimmt man allerdings die zusammenfassenden Einschätzungen (353-359)

ernst, muss das Grau stärker Richtung Schwarz (genauer Braun) eingefärbt werden. Ideologie und Eingriffe des nationalsozialistischen Staates einerseits und das Bemühen um ein gutes Verhältnis zu staatlichen Stellen prägten die Hochschule bei allen Ambivalenzen stärker, als die Einschätzung „Grautöne“ vermuten lässt. Ein abschließender Wunsch sei noch geäußert: VfFin möge ihre Studien weiterführen und eine Arbeit über die Hochschule von 1945 bis 1989 vorlegen.

KLAUS DANZEGLOCKE

Dietrich Sagert:

Vom Hörensagen. Eine kleine Rhetorik.

(im Auftrag des Zentrums für evangelische Predigtkultur = Kirche im Aufbruch. Reformprozess der EKD, Bd. 14), Leipzig 2014.

Dietrich Sagert, Theologe, Kulturwissenschaftler, Regisseur und Theatermann, gegenwärtig Referent für Redekunst am EKD-Zentrum für evangelische Predigtkultur in Wittenberg, hat ein hübsches und sehr eigentümliches Bändchen zum Thema Rhetorik geschrieben. Bemerkenswert ist dabei zunächst das Thema als solches, das inzwischen wieder Konjunktur hat. Zum neueren ästhetischen Paradigma der Homiletik gehört eben vor allem auch die Kunst des öffentlichen Redens, wie sie seit langer Zeit in der Homiletik, aber schon viel länger – seit der frühen Antike – in der Allgemeinen Rhetorik bearbeitet wird. Bemerkenswert sind sodann der höchst praktische Zugriff zum einen und der höchst anspruchsvolle Charakter zum anderen.

Sagerts „kleine Rhetorik“ enthält zwei durchaus verschiedene Komponenten. Zum einen handelt es sich um eine *praktische Rhetorik* mit theatralen und persönlichkeitspezifischen Kunstregeln, die den Lesern (Predigenden) eine vertiefte Orientierung über die eigene Praxis bzw. deren Variations- und Verbesserungsmöglichkeiten geben: „Dieses Buch ist ein Spielbuch“, so lautet der erste Satz des Vorworts (7). Diesem Anliegen entsprechen der Anfangs-

und Schlussteil des Buches (7-42: „These“, „Thema“, „Hypothese“ sowie 115-140: „Thema“, „Hypothese“, „Coda“). Hier findet gerade der routinierte Redner Anstöße zur Selbstreflexion und produktiven Verunsicherung – bis hin zur Aussprache: „Das Artikulieren ist eine sportliche Ebene des Sprechens, viele Muskeln sind daran beteiligt. Es lohnt sich, sie zu trainieren. Nicht übertrieben, aber genau. Trainiert kann man sich dem Fluss der Sprache anvertrauen (124). Besonders schön ist in diesem Zusammenhang auch der abschließende kleine Abschnitt über das laute Lesen („Coda“, 135-140). Wie zugleich konservativ und innovativ ist die These: „An den großen Texten der Weltliteratur bildet sich insbesondere durch lautes Lesen die eigene Sprachfähigkeit heraus.“ (135)

Zum anderen handelt es sich bei dem Bändchen um eine Sammlung von höchst anregenden kulturwissenschaftlich-essayistischen Aperçus zur Rhetorik, welche unter der Überschrift „Variationen“ den Mittelteil des Buches bilden (45-112). Hier wird der Geist des Lesers angeregt und gefordert von Autoren wie z.B. Giorgio Agamben, Alain Badiou, Gilles Deleuze, Jan-Luc Nancy und Jacob Taubes (dem Werk dieses Berliner Religionsphilosophen entnimmt Sagert die Kategorie des „Hörensagens“, 98). Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stehen die französischen Philosophen, und zwar jene Dekonstruktivisten und Kulturwissenschaftler, die den Sinn von Sprechen und Sprache vom Kopf auf die Füße und wieder zurückgestellt und dabei den Prozess des Durchschüttelns und Verflüssigens aller Kategorien und Sicherheiten beobachtet und beschrieben haben.

In diesem Zusammenhang meint Sagerts Begriff der „kleinen“ Rhetorik nicht primär etwas Quantitatives, sondern etwas Qualitatives. Die Rede im Gestus der „Mineur“ zielt laut G. Deleuze auf „die Dinge an den Rändern, dort, wo sie im Werden begriffen sind: *Mineur* meint Sprache dort, wo sie zu stottern beginnt und erfinderisch wird, wo sie den Bereich der repräsentativen Hochsprache verlässt und neue Worte hervorbringt, wo sie die Grenze des Schweigens berührt.“ (71)

Darin besteht der wesentliche Impuls von Sagerts „kleiner“ Rhetorik: Es geht darin um die Umstellung von Inhalten und Begriffen auf Aktion und Performanz, von Sprache auf Sprechen, von der Predigt auf das Predigen. Der sprachlichen „Inflation“, so Sagert, entkommt man nur, „wenn man von seinem Schrecken –

oder dessen Verwandten, dem Glück und der Ekstase – her spricht“ (59). Die eigenen „Verwundungen“ also sind dabei „auf der physiognomischen Bühne der eigenen Person“ aufzuführen (ebd.). Damit ist dem objektivistischen Missverständnis des Redevorgangs gewehrt – allerdings droht an dieser Stelle auch die Authentizitätsfalle, wie sie im Zusammenhang des Paradigmas des „persönlichen Predigens“ seit längerem in der Homiletik thematisiert wird. Wie dem auch sei: Vor allem wird von Sagert das immer noch verbreitete (und auf Kants Generalkritik zurückgehende) *instrumentelle* Verständnis der Rhetorik aus guten Gründen zurückgewiesen: „Folglich wird Rhetorik also nicht funktional (als Funktion von Herrschaft oder Verkauf), sondern experimental (von der persönlichen Erfahrung des Sprechenden her) bestimmt. Auf diese Weise ist sie offen für die Erfahrungen von Sprachlosigkeit, Experimente am Rande der Sprache und für die Risiken moderner Existenz und Weltläufigkeit.“ (59f.). Sagerts „kleine Rhetorik“ ist ein wunderbar intelligentes Lesebuch, ein homiletisches Brevier für eine längere Zugfahrt oder eine spielerische Anleitung für eine Pfarrkonferenz, aus der so manches an Rede- und Hörerlebnis entstehen könnte.

MICHAEL MEYER-BLANCK